

## Tagebuch einer jungen Frau, die am Fall beteiligt war

Jakob Nolte

Aus irgendeinem Grund verbrennen die Bauern oder Fischer, die hier leben, nachts oft große Mengen Holz. Diese Feuer sehen wunderschön und etwas bedrohlich aus. Das, das ich gesehen habe, war zwei oder drei Meter hoch und kokelte die Palme, unter der es loderte, etwas an. Erst dachte ich, dass die Blätter der Palme vielleicht geröstet werden sollten. Aber dann fiel mir kein Grund dafür ein, warum. Das Autoradio eines Pickups spielte eine klagenvolle Ballade, in der sowohl von einem *corazón* wie von einem *cuchillo* die Rede war, was Messer heißt, eine Vokabel, dessen phonetische Nähe zu *cuchara* (Löffel) mir beim Lernen große Schwierigkeiten bereitet. Dennoch erschien mir der Moment als still. Was ich im Nachhinein auf den klaren Sternenhimmel zurückführen würde. Beschreibungen des Sternenhimmels sind schwer. Ich bin zu dem Wort kristallin geneigt, obwohl mir das zu sehr nach Kälte klingt. Und in einer Beschreibung des Sternenhimmels als kristallin schwingt dann die Kälte des Universums mit, was wirklich nicht passte. Der Himmel hatte eine ungeheure Tiefe. Wer techaffine Vergleiche mag, könnte sagen, dass er hoch aufgelöst wirkte, aber dabei geht das Weiche abhanden, das den Anblick ausmachte. Es war eine geschmeidige Schärfe, in der sich der Himmel und die darin stehenden Sterne an diesem Abend zeigten, die jegliche Form von Lautstärke in Zweifel stellte.

Eine dicke und eine dünne Frau in wallenden Sommerkleidern starrten fasziniert ins Feuer. Ihre Schatten wurden über den Schotterweg geworfen. Im Schein der Flammen sahen sie wie Denkmäler aus oder als seien sie von einer kraftvollen Unschuld gelect. Doch nicht Heiligen gleich, sondern sehr faulen Menschen. Oder nein, müde, erschöpft, ich weiß es nicht. Weiß. Sie waren weiß. Der Mann, der das Feuer machte, trug eine Mütze, eine Weste und Flip Flops. Ob er Ruß an der Kleidung hatte, kann ich nicht sagen. Ich fotografierte die Szene und bin mir sicher, dass ich keinen Blitz verwendet habe. Ich bin mir absolut sicher, und ich glaube auch, dass sich die beiden Frauen nicht umdrehten. Sie fragten den Mann etwas und ich erwischte mich dabei, dass ich davon ausgegangen war, dass sie wie ich kein Spanisch konnten, bekamen eine Auskunft, bedankten sich und gingen weiter. Das Knistern und Prasseln und stetige Wiederaufflackern der Flammen

versetzte mich in ein unbedarftes Delirium. Da ich aber wusste, dass der Minisuper Christian-Kiosk bald schließen würde, machte ich mich nach ein paar Minuten auf den Weg. Ich kam an einem Haus vorbei, von dem ich nicht genau wusste, ob es ein Bungalow für Touristen oder ein Gefängnis war. Seitdem ich in Villahermosa einen Kindergarten gesehen hatte, den Stacheldraht umzäunte, fiel es mir schwerer, die Zwecke von Gebäuden in diesem Land genau zuzuordnen.

Ob die beiden Frauen wohl wussten, weshalb die Bauern oder Fischer, die hier leben, nachts Sachen verbrennen? Ich rechnete mit einer Umweltsünde. Plötzlich kamen sie mir entgegen. Sie sprachen Niederländisch. Ich hatte hier noch niemanden aus den Niederlanden getroffen oder gehört. Mich beschlich ein ungutes Gefühl. Details vom Fall, die ich bereits seit Wochen von mir fernzuhalten, beziehungsweise mich vor ihrer Zerstörungskraft zu schützen versuchte, drängten langsam, wie fluoreszierende Algen durch Bewegung aktiviert, an die Oberfläche meines Denkens. Um das kurz zu erklären: Ich glaube, dass die Gedanken, die wir haben, die sich theoretisch in uns befinden oder lauern oder die sowohl möglich wie wirklich wären, einem gigantischen Ozean gleichen und immer da sind. Und dass sie dann an einen Strand gespült werden, der sinnbildlich für den Akt der Ausformulierung steht. Des Weiteren ist es so, dass die Lagune von Chacahua, an der ich mich gerade befinde, für ihre fluoreszierenden Algen bekannt ist. Durch Mondlicht werden sie aktiviert und für 50 bis 150 Pesos (je nachdem, wen man wo wie in welcher Sprache und Gestalt anspricht) kann man so Touren machen. Man fährt dann mit einem Boot durch die Mangrove und darf auch schwimmen gehen. Jemand beschrieb es als einen Sternenhimmel im Wasser. Nun, meine Gedanken glichen den Algen und die beiden Frauen, die ich am Feuer stehen sah, von denen sich herausstellte, dass sie Niederländisch redeten, einer heftigen Bewegung, die diese Algen zum Leuchten brachten. Oder wählten sie mit Absicht genau jetzt Niederländisch, um mich in die Enge zu treiben, um mir eine Warnung zukommen zu lassen, dass ich in Gefahr schwebte, in höchster Gefahr? Ich hatte sie auch schon Spanisch sprechen hören. Ihr Aussehen – ich konnte ihr Aussehen im Schein der Straßenlaterne nun viel besser erkennen – kam mir wie das Klischee des Aussehens zweier junger Frauen vor, von denen die eine dünn und die andere dick ist. Ich könnte nicht sagen, ob sie schön waren. Aber sie entsprachen beide einem Ideal. Die eine trug ein Top von Quicksilver oder Oakley unter ihrem wallenden

Sommerkleid, und die andere einen schwarzen Badeanzug bis etwas über die Knie. Überhaupt hatten die Sommerkleider etwas Militärisches an sich, und wirkten eher wie Uniformen. Genau das ist das Wort, das mir fehlte. Sie betrachteten das Feuer mit der Unschuld eines Militärs. Es war offensichtlich, dass sie bewusst an mir vorbeischaute, als sich unsere Wege kreuzten. Sie würdigten mich keines Blickes. Sie wussten, dass sie mich hatten, und sie wussten, welchen Eindruck es auf mich machen würde, sie Niederländisch sprechen zu hören. Ich versuchte, mich zu beruhigen. Nichts war bewiesen. Am Minisuper Christian kaufte ich mir eine anderthalb Liter Flasche Bier und setzte mich an den Strand. Wir mussten diesen Ort verlassen, aber wie könnte ich das meiner Begleitung klarmachen? Er ist jemand, der sich gerne kopfüber ins Abenteuer schmeißt und keine Gefahren scheut. Mir fiel nicht ein, wie ich ihm die Misslichkeit unserer Lage schildern könnte, ohne dass er entweder denken würde, ich wäre geisteskrank, oder begänne, sich Sorgen zu machen. Nach einer Weile war die Flasche leer. Auf dem Weg zurück zu unserem Camp setzte ich mich auf den Schotterweg und starrte in den Himmel. Eigentlich war das der Moment, in dem ich mir all die Gedanken über die Verfassung des Sternenhimmels machte. Oder nein, auch das stimmt nicht. Ich saß bloß da und schaute nach oben. Alles Weitere kam beim Tippen.

Es sind eher Geschwätzigkeit und Verzweiflung, die mich antreiben. Wiewohl ich betonen möchte, dass die Geschwätzigkeit auch für sich allein stehen könnte. Meine Füße jucken. Und da vorne kommt unser Gastgeber Leo mit einigen Fischen von der Bucht zurück. Er schaut mich skeptisch an, wie ich hier in der Dunkelheit der Hängematte liege und auf den Laptop starre, aber ich grüße ihn freundlich und er grüßt freundlich zurück, und na gut, dann bin ich eben die Person, von der er sowieso schon dachte, dass ich sie wäre.

Ich glaube, ich war auf eine Art unzufrieden mit meinem Leben, die ich vorher noch nicht kannte. Und nach dem Prozess ging dann gar nichts mehr. Weder vor noch zurück. Das einzige, woran ich Vergnügen fand, war Musik. Und Musik ist nun wirklich keine Leidenschaft, der man in Deutschland nachgehen muss. Meine Partner, respektive Affären, waren mir lediglich bis zu einem gewissen Grad ans Herz gewachsen. Die lieblosen Liebeleien, in denen ich versuchte, mich zu verlieren oder zu finden, aber nicht mal das schaffte, hielten mich nirgendwo. Selbst die wahnsinnigen Schmerzen, die ich

nach meiner großen gescheiterten Beziehung während der Studienzzeit empfunden hatte, die mich gedroht hatten zu zermalmen, und über die ich mich zuweilen komplett definierte, ließen Jahr für Jahr nach. Der Kontakt zu Männern nervte mich in letzter Zeit eher, als dass er mich traurig machen würde. Dabei sah es in meinem Freundes- und Bekanntenkreis ganz anders aus. Viele heirateten, bekamen Kinder und zweite Kinder oder klimbimten sonstwie ihrer hoi polloigen Wege. Also es war seit ein paar Monaten bloß noch einer, Tam, ein zierlicher Webdesigner, den ich über das Internet kennengelernt hatte, mit dem ich Momente der körperlichen Nähe teilte. Aber ich sah in dem Ganzen zum 100. Mal keine Perspektiven, und da mir der Zustand der halb gebauten Häuser, wie es meine Begleitung so trefflich beschrieb, mittlerweile dermaßen auf die Ketten ging, dass mich schon kleinste Streits oder Missverständnisse maximal aufregten, fiel es mir leicht, die Brücken hinter mir auszublenden.

Es gibt hier einen großen Tisch mit einer bunten Plastikdecke, zu dem alle Bewohner des Camps vor der Hitze in den Schatten fliehen und plaudern. Was gesagt wird, verstehe ich kaum. Aber es ist auffallend, dass niemand nach Berufen fragt, oder wissen will, was man eigentlich macht. Die Themen kreisen eher um Politik, Reisen, Spiritualität oder Essen. Oft wird der Coca-Cola-Konzern abwertend erwähnt. Bei einer Portion Huevos Mexicanos, Bohnen und Salsa hat meine Begleitung unseren Gastgeber gefragt, warum die Bauern oder Fischer abends große Feuer machen. Dieser meinte, dass die alten Palmendächer verbrannt werden. Palmendächer werden alle paar Jahre neu gedeckt und so recht verrotten die alten in diesem Klima nicht. Darum verbrennt man sie. Meine Sympathie für unseren Gastgeber Leo ist gewaltig. Auch wenn ich nur eine ungefähre Ahnung davon habe, wovon er spricht, gefällt mir seine Art. Er ist lustig und offen und hat noch nie in seinem Leben Drogen genommen. Er hat davon erzählt, dass die gesamte Pazifikküste Mexikos in den 90ern vorsätzlich drogenabhängig gemacht wurde. Die Kartelle warfen tonnenweise Kokain ins Wasser, auf das die Fischer stießen, und allmählich Geschmack daran fanden. Nachdem sie die Unmengen aufgebraucht hatten, stellte sich der Suchtdruck ein. Und aus diesem entwickelte sich eine gewisse kriminelle Grundbereitschaft, die vor allem dem flüssig laufenden Schmuggel zugutekam. Leo besaß damals nach eigenen Angaben elf Kilogramm pures Kokain. In einem Dorf ein paar Dörfer weiter die Küste entlang, gab es wohl so viel Kokain, dass zur Meisterschaft die

Markierungen eines Baseballfelds damit gekalkt wurden. Leo erinnert mich mit seinem dünnen Oberlippenbart an einen Hollywood-Star der Schwarz-Weiß-Ära. Ich stelle ihn mir gerne im Smoking vor. Er ist stets bester Laune und gewillt, die Eigenheiten dieser Gegend zu erklären. Seine großen Vorderzähne sind in etwas größere Metallgestelle gefasst, die matt blitzen, wenn er lacht. Oder erinnert mich Leo doch an den korrupten, misogynen, zutiefst böartigen und über seine eigenen Grausamkeiten schallend lachenden Haziendadespoten eines Rechtsaußen-Peckinpahs à la *Bring mir den Kopf von Alfredo Garcia?* Möglich.

Aus dem Dorf, das bloß einen kurzen Fußweg entfernt liegt, drang die Musik einer Kapelle. Sie spielen, wenn sie betrunken sind, meinte meine Begleitung, und ich wusste nicht, ob das ein Witz war oder ernst gemeint, aber zu diesem Zeitpunkt hatten wir schon so lange und so viel miteinander geredet, dass es mir den Aufwand nicht wert war, nachzuhaken. Es war der Klang der Tuba, der mich befremdete. Er schepperte unnatürlich laut und mir schien, als spielte sie nur für mich – oder gegen mich. Die Gesichter der Musiker waren alle mir zugewandt. Das war mittlerweile kein Geheimnis mehr. Sie starrten mir entgegen, obwohl sie einen halben Kilometer, Kilometer weit weg standen und uns Häuser, Sträucher und Zäune trennten. Alle wendeten ihre Blicke stets in meine Richtung. Selbst die Tiere beobachteten mich. Diese armseligen Geier, die genauso gut Dohlen oder Störche sein könnten. Ob ich liege oder schlafe oder esse. Sie wissen immer, wo ich bin. Ich spüre, wie die spitzen Nadeln ihrer Aufmerksamkeit ausschließlich auf mich gepolt sind, als warteten sie bloß den einen Fehler ab, der mich endgültig preisgäbe. Aber diesen Gefallen werde ich ihnen nicht tun. Ja, sie alle, dieses gesamte Städtchen, ist regungslos, wenn ich nicht in der Nähe bin. Ihre Simulation wird erst durch meine Wärme und meine Bewegung ins Leben gerufen. Es ist der Tubaspieler, der sie verraten hat. Ich habe es ganz deutlich gehört. Ich habe ein sehr gutes Gehör. Und außer mir scheint auch niemand Mückenstiche zu haben. Ich habe Hunderte und das ist kein Detail, sondern ein Zustand. Und im Übrigen auch keine Übertreibung. Ich habe sie gezählt. Es sind 1081 Mückenstiche, aber diese Summe ist irrelevant, denn von Sekunde zu Sekunde werden es mehr.

Sicher bin ich mir nicht, wann es war, ich weiß nur noch, dass ich am Tisch saß, und einer Hündin zusah, wie sie immer wieder versuchte, an einer Wunde zu lecken, und ich muss

die Zeit oder meine Umgebung etwas aus den Augen verloren haben, was sonst kein Problem darstellt, ja sogar etwas ist, das ich genieße, dieses Versinken in den Wahnsinn der Detailliertheit einer Fliege oder einer Ameise sein kann, aber mit einem Mal saßen mir die dicke und die dünne Frau gegenüber und redeten in einer für mein Empfinden völlig übertriebenen Herzlichkeit mit Leo und seiner Frau Anabel. Ich sagte zu meiner Begleitung, dass ich noch einmal an den Strand wollte. Ohne meinen Badeanzug anzuziehen, hastete ich los. Unmerklich vergrößerten sich meine Schritte. Ich rannte. Weg von meinen Henkerinnen, nur weg, keuchte ich. Doch dann kam ich mir albern vor und völlig durchgeschwitzt ging mir die Puste aus. Der Strand nahm überhaupt kein Ende. Von hier aus könnte man direkt bis nach Puerto Contido (oder wie das heißt) weiterlaufen, dachte ich mir, und es war, als würde jemand mein Auge in seine Hand nehmen und sie so fest zur Faust ballen, dass eine Träne herausquillt. Aber ich weinte nicht. Ich schrie auch nicht. Ich zog mich aus und ging entschieden auf den Horizont zu. Wellen krachten über mir zusammen. Einige Leute surfen hier auch.

Zurück in unserer Unterkunft sah ich, dass die beiden Frauen noch immer da waren, wobei sie sich gerade im Aufbruch befanden. Sie schauten mich an und sagten *Tschüss*. Woher wussten sie, dass Deutsch meine Muttersprache war? Später meinte meine Begleitung, er hätte ihnen gesagt, dass wir aus Deutschland kamen. Ach so, sagte und dachte ich. Dann legte ich mich in die Hängematte und döste ein. Ich träumte einen herrlichen Traum, in dem ich mit einer alten Liebschaft Sex hatte, die mich überall mit ihrem Sperma bedeckte, das durch die Hitze meines Körpers aufquoll und wie Popcorn zu platzen begann. Dann aßen wir das Popcorn und machten einen Führerschein, um im Autokino einen Film zu schauen, der dann dieser Traum war.

24.1.2018

Die Tage vergingen einer nach dem anderen, vielleicht ist bereits eine Woche verstrichen. Das Rennen am Strand hatte letztlich wirklich Spaß gemacht, also habe ich begonnen, jeden Morgen joggen zu gehen. Ansonsten nagte ein heftiger Neid auf das Aussehen der anderen an mir. Meine Sachen fühlten sich unangebracht an und als passten sie nicht. Sie waren zu fein, meine Haut war zu weiß und weder vernarbt noch gegerbt oder tätowiert.

Außer mir schien auch niemand Sommersprossen zu haben. Ob es Bermudashorts waren, die fast zu den Knöcheln gingen oder Tanktops oder offene Hemden, selbst das schwarze Höschen eines Bikinis, die Kleidung der anderen machte sich so dermaßen gut im Meer, auf dem Dorfplatz oder in der einzigen Strandbar, die es hier gibt, die *Bang Bang* heißt, aber von allen *XX* genannt wird, weil sie schon von Weitem durch das hell leuchtende Werbeschild der Biermarke Dos Equis zu erkennen ist, dass ich es kaum aushielt. Ich kam mir wie ein Freak vor, oder als sehe man mir an, dass ich unheimlich viel Geld besaß. Manchmal feilschte ich um den Preis einer Kokosnuss, nur damit mein Gegenüber den Eindruck bekommen könnte, dass es für mich irgendeine Rolle spielte, was ich da zahle. Eines Nachmittags ging ein Junge mit einer Machete und einem Rad Stacheldraht auf mich zu und musterte mich. Ich stellte mir vor, wie er mich fesseln und mir Körperteile abschlagen würde, aber dann nickte er mir lediglich zu. Als ich meiner Begleitung von meinem Minderwertigkeitsgefühl erzählte, riet er mir, Klamotten in dem kleinen Kramladen hier zu kaufen, in denen ich mich wohler fühlen würde. Ich folgte seinem Rat, und dieser Kauf tat Wunder. Das eine oder andere *¿Que tal?* oder *¡Buenos dias!* erschien mir von da an durchaus ernst gemeint und gerne erwiderte ich diese Höflichkeiten. Das einzige, was ich mich komischerweise nicht traue, ist, auf meinem Handy nach dem Foto der beiden Niederländerinnen zu schauen, um zu überprüfen, ob sie in die Kamera blicken oder nicht. Aber welchen Unterschied macht es schon? Auch, dass ich Leo und Anabel kurz vor Sonnenaufgang einmal habe Niederländisch sprechen hören, konnte mich nicht mehr erschüttern. Sie saßen sich aufrecht gegenüber und diskutierten eine Causa. Ihr Blick war übervorsichtig. Und sie ließen sich viel Zeit mit ihren Antworten. Keiner der beiden lachte, auch sonst gestikulierten sie kaum. Das sah ich und schlief wieder ein. Als ich mich ein paar Stunden später zu ihnen setzte, war ihre Körperhaltung komplett verändert, sie fläzten sich auf den Plastikstühlen und Leo fächelte sich Luft mit einem Tischtuch zu.

25.01.2018

Auf der Suche nach einem Camerón irrten wir durch Chacahua. Ein Dorf übrigens, das von Menschen gegründet wurde, die vor dem atlantischen Sklavenhandel in der Karibik geflüchtet waren. Darum ist die Haut der Leute hier etwas dunkler, wird mir immer wieder

erzählt. Die ältere Dame, die in unserer Unterkunft arbeitet, trägt lange Rastalocken und eine Halskette mit einem Hanfsymbol darauf geprägt. Alle nenne sie bloß „Tía“, was entweder Tante oder Oma heißt. Oft liegt sie in einer der Matten, kifft und schaut DVDs. Sonst macht sie freche Kommentare oder hilft in der Küche aus. Ihr Gang hat etwas Wankendes, aber sie wankt wie ein Schiff mit metertiefem Kiel. Auf der Suche nach einem Camerón irrten wir durch Chacahua. Meine Begleitung fragte etliche Gruppen von jungen und älteren Männern nach ihm. Es war mitten in der Nacht. Wir gingen schneller als üblich. Der Sand flog mir an den Rücken und in die Kniekehlen. Es war eine besonders heiße und helle Nacht. Der Mond schien beinahe voll. Sein Licht triefte eigentümlich dick auf den aufwirbelnden Staub. Alle saßen an Plastiktischen und auf Plastikstühlen, die mehr oder weniger versunken waren. Die meisten sind von Coca-Cola oder der Bierfirma Sol. Ein Mann trug einen Hut, ein anderer ein Bulls-Tanktop mit der Nummer 33. Im Vorbeieilen sah ich eine Frau, die eine längliche Knolle Gras neben einen roten Becher warf, woraufhin er umkippte und eine Flüssigkeit über den Rand des Tisches tröpfelte, was Gekicher zur Folge hatte. Von irgendwoher war ein Cello zu hören, das düster und schmierig dröhnte. Doch egal, wie schnell wir in welche Richtung liefen, der Klang des Cellos kam immer aus der gleichen Entfernung und immer von hinten. Wisst ihr, wo Camerón ist, fragte meine Begleitung und Mal um Mal gab man ihm andere Anweisungen. Zwei Haken rechts und dann gleich da, links hinter dem Geländewagen am Volleyballfeld entlang, da vorne bei der Hütte, seht ihr die Dusche und das Huhn, folgt einfach dem Huhn, und so weiter. Meine Begleitung wollte mir nicht sagen, was er von diesem Camerón wollte, oder genauer gesagt, was wir beide von ihm wollten. Er lachte nur herzlich und nahm mich in den Arm. Dann schaute er mich an und legte seinen breiten Zeigefinger auf meine Lippen. Es war lange her, dass mich jemand an den Lippen berührt hatte, und ich fürchtete, zu erröten. Du wirst schon sehen, sagte er.

Ein Lampion hing etwas weiter entfernt unter einem niedrigen Dach. Darunter war ein gelber, runder Plastiktisch, und ich begriff sofort, dass dieses Objekt eine Rarität war. Wahrscheinlich nicht nur hier, sondern in den meisten Gegenden der Welt. Auch ich hatte bis dahin noch nie einen gelben, runden Plastiktisch gesehen. Meine Begleitung fragte den Mann, der dort genüsslich rauchte, ob er wisse, wo Camerón sei, woraufhin dieser meinte, ja, und dann drückte er mit seinem Daumen den Schirm seines Käppis nach oben, auf dem



Atlanta 1996 stand, und sagte, dass er Camerón sei. Meine Begleitung fragte ihn etwas, das ich nicht verstand, und dann verhandelten sie über einen Preis. Camerón wollte 150 Pesos haben, doch meine Begleitung nur 100 zahlen. Sie einigten sich auf 100 Pesos und wir gingen los. Ich wusste natürlich nicht, wohin, aber auch, dass zu fragen nichts bringen würde. An einem Steg angekommen, drückte mir Camerón ein Paddel in die Hand, das er aus einem Boot genommen hatte, und wies mir, mich auf die linke Seite zu setzen. Meine Begleitung setzte sich auf die rechte. Wir machen jetzt einen kleinen Ausflug, sagte er. Und damit setzten wir ab. Wir fahren auf die Mangrove zu. Über uns stand der Himmel voller Sterne und eben diesem Mond, und es war schwer, den Anblick des Ganzen, der Lagune, der Pelikane, der Fische, die, vom Schein der ultrahellen Taschenlampe gelockt, die Camerón dabei hatte, hervorsprangen, der Stille und dem gleichzeitigen Krach der Natur, nicht als gewaltig zu empfinden. Wir machten eine dieser touristischen Fahrten durch die Mangrove zu dem fluoreszierenden Plankton. Wenn ich oben also behauptet habe, dass es sich um Algen handelt, dann war das offenbar falsch. Was in diesem Brackwasser nachts bei gewisser Mondeinstrahlung und Ebbe und Flut und so Sachen leuchtet, ist Plankton. Langsam schob sich unser Boot durch Dächer von aus dem Wasser sprießenden Holzärmchen, die bisweilen an den Teilen, die gerade so über die Oberfläche ragten, mit korallenähnlichen Strukturen überwuchert waren. Je weiter wir in das Naturreservat vordrangen, desto stärker begann das Plankton zu leuchten. Bei jedem Stich des Paddels in die Strömung funkelte es grell. Wie Mücken verfolgten die Lichtpunkte alles, was sich bewegte. Nach etwa 20 Minuten erreichten wir einen ausladenden See und über uns stand der Himmel in seiner vollen Wucht und unter uns die höchste Konzentration des leuchtenden Planktons. Erst durfte meine Begleitung, dann ich ins Wasser. Um meinen Körper bildete sich eine Aura aus Licht, aus lebendigen kleinen Funken, die unter Wasser er- und verglühten. Ich schwamm auf dem Rücken und rädelte meine Arme durch die Luft, an denen das Plankton hängenblieb, und ich kam mir wie ein Schmied vor oder eine Fee oder wie ummantelt von C.G.I. älteren Semesters. Doch dann passierte etwas, und es ist schwer, den Punkt genau auszumachen, aber mir wurde bewusst, dass nicht ich mich bewegte, sondern die Landschaft um mich herum. Mein Körper war völlig still und im Zentrum aller Dinge. Allerdings hatte dieses Gefühl nichts Heroisches. Es war schlichtweg ein Fakt. Dann begann ich zu flennen. Und es schüttete

nur so aus meinen Augen und das Plankton fluoreszierte im Schein des Mondes. So entstanden etliche kleine LED-Kristalle dort, wo meine Tränen auf die Seeoberfläche plärrten. Und wenn man ganz nah ranging, konnte man sehen, dass jeder dieser Punkte aus Tausenden roten, grünen und blauen Minipunkten bestand, die gar nicht silbern waren. Ich schaute meine Begleitung an und sagte: ein einmaliges Erlebnis.